

Dr. Detlev Mares

Online-Rezensionen in der e-npl (2003-2007)

[https://www.neue-politische-literatur.tu-darmstadt.de/index.php%3Fid=npl\\_e-npl.html](https://www.neue-politische-literatur.tu-darmstadt.de/index.php%3Fid=npl_e-npl.html)

*Breuilly, John/Niedhart, Gottfried/Taylor, Antony (Hrsg.): The Era of the Reform League. English Labour and Radical Politics 1857–1872 (Detlev Mares) [10.08.2005]*

**John Breuilly/Gottfried Niedhart/Antony Taylor (Hrsg.): The Era of the Reform League: English Labour and Radical Politics 1857-1872. Documents selected by Gustav Mayer, 369 S., Palatium, Mannheim 1995.**

Trotz Wahlreformkampagne, Erster Internationale und starker republikanischer Bestrebungen galten die Jahre nach 1850 in der englischen Arbeitergeschichte lange als Bruch mit dem als Höhepunkt der politischen Arbeiterbewegung präsentierten Chartismus der 1830er und 1840er Jahre. Eine Relativierung des Klassenbegriffs und eine Neubewertung des Chartismus haben jedoch in der neueren Forschung zunehmend Kontinuitäten über die Jahrhundertmitte hinaus hervortreten lassen. Wie die vorliegende Sammlung zeigt, bestätigt diese "neue" Sichtweise die Aktualität eines deutschen Historikers, der sich vor einem halben Jahrhundert dieser Thematik widmete: Gustav Mayer, durch Schriften zur deutschen Arbeitergeschichte und eine glänzende Engels-Biographie bekannt, hatte 1937 in England Zuflucht gefunden, nachdem er wegen seiner jüdischen Abstammung zur Emigration gezwungen worden war. Dort legte er eine umfangreiche, kommentierte Quellensammlung zur Geschichte der englischen Arbeiterbewegung an, die er aber vor seinem Tod (1948) nicht mehr veröffentlichen konnte. Ein Großteil der Dokumente liegt nun in einer gemeinschaftlich von englischen und deutschen Historikern erstellten Edition vor, die für die Geschichte der englischen Arbeiterbewegung und die deutsch-englische Wissenschaftsgeschichte gleichermaßen von Interesse ist. Dies verdankt sich den Herausgebern Breuilly, Niedhart und Taylor, die Mayers Konzeption für die Auswahl der Dokumente vorstellen und ihre Aktualität im Rahmen der gegenwärtigen Forschungsdiskussion herausarbeiten. Entsteht aus den Quellentexten ein detailliertes Bild der politischen Organisationen und Forderungen nach 1850, repräsentieren die Einführungen zu den fünf Sektionen des Buches den neuesten Forschungsstand zum Verhältnis von Arbeiterbewegung und Liberalismus: Weit davon entfernt, bloßes Anhängsel der Liberalen Partei zu sein, blieb in der Reformbewegung das chartistische Erbe sowohl in den öffentlichen Darstellungsformen als auch in den Inhalten lebendig, eine eigenständige Programmatik der Reformen aus der Arbeiterschaft stets erkennbar. Mayers Auswertung zeitgenössischer Zeitschriften und einschlägiger Manuskriptsammlungen gibt der Edition selbstverständlich Grenzen vor. So scheint er kaum am reichhaltigen Schrifttum freidenkerischer und unorthodoxer religiöser Gruppierungen interessiert gewesen zu sein; die bedeutenden Wechselwirkungen zwischen religiösem und politischem Radikalismus, ohne die sich die Reformbewegung nur unvollständig erklären läßt, bleiben weitgehend ausgeblendet. Im Mittelpunkt der Quellensammlung steht die Agitation für die Wahlreform vor 1867, ergänzt um Dokumente zu internationalen Solidaritätsaktionen der britischen Arbeiterschaft und zum Zerfall der organisierten Reformbewegung nach 1868. Trotz dieses bedingten "traditionellen" Zuschnitts der Auswahl geht der Wert der Quellen aber durchaus über Mayers eigene Interessen hinaus. Gerade gegenwärtig intensiv betriebene Studien zur Entfaltung des Klassenbegriffs dürften reichhaltiges Material finden in Dokumenten wie dem Bericht über ein spät-chartistisches Treffen von 1858, auf dem über eine "union between the middle and working classes" zum Zweck einer Wahlreform gestritten wurde. Immer wieder zeigt sich an solchen Fällen die auch in neueren sprachgeschichtlichen Ansätzen häufig vernachlässigte Überformung eines

sozialanalytischen Vokabulars durch strategische Erwägungen. Eine chronologische Tafel und der trotz kleinerer Fehler sehr hilfreiche biographische Anhang erleichtern den Zugang zur überfälligen Edition dieser lange ihrer Entdeckung harrenden Quellensammlung.

[Bruckmüller, Ernst/Hartmann, Peter Claus \(Hrsg.\): Putzger-Atlas und Chronik zur Weltgeschichte](#) (Detlev Mares) [17.06.2003]

**Ernst Bruckmüller/Peter Claus Hartmann (Hrsg.): Putzger. Atlas und Chronik zur Weltgeschichte, 432 S., 103. Auflage, Cornelsen, Berlin 2002.**

Wer beim Aufschlagen der neugestalteten "Großen Ausgabe" des Putzger den "Historischen Weltatlas" aus der Schulzeit in Erinnerung hat, wird überrascht sein: Es öffnet sich ein opulenter Bildband, in dem die Karten zwar weiterhin den meisten Raum einnehmen, jedoch durch eine Fülle von zusätzlichen Informationen umrahmt sind.

Neben Zeitleisten mit den wichtigsten Epochendaten, die den sechs Hauptkapiteln vorangestellt sind, finden sich quer durch den Band Abbildungen, Kurzbiographien wichtiger Persönlichkeiten, Stammtafeln bedeutender Herrschergeschlechter, Strukturgraphiken (z. B. zu Verfassungs- oder Wirtschaftsformen), Tabellen mit demographischen und anderen Daten sowie Erläuterungen zu Fachbegriffen. Und dies alles zusätzlich zu den Texten, die den Karten beigegeben sind und die wesentliche Merkmale einzelner Epochen vorstellen oder in Problemzusammenhänge einführen.

Beim Blick auf die Karten selbst entdeckt man dann allerdings doch viel Vertrautes: Der Kernbestand an Karten ist erhalten geblieben. Trotz gelegentlicher Aktualisierungen (durch Einarbeitung neuer Forschungsergebnisse, aber auch im Kartenbild selbst, z. B. durch weitgehenden Verzicht auf Höhenkonturen) handelt es sich im Wesentlichen um das bekannte Kartenmaterial. Dieses ist allerdings ergänzt worden um zahlreiche Karten zu Themen, die in den älteren Auflagen weniger berücksichtigt worden waren, so die Zeitgeschichte und die außereuropäische Geschichte, aber auch Aspekte der Wirtschafts- und Sozialgeschichte sowie der Kultur- und Religionshistorie. Im Anschluß an den Kartenteil findet sich noch ein "Staatenlexikon", das grundlegende Angaben zu allen Staaten der Erde enthält, darunter jeweils auch Daten aus ihrer Geschichte. Ein ausführliches Register, das neben Verweisen auf die Karten und Texte bereits Informationen zu den einzelnen Stichworten bietet, erschließt den Band vorbildlich.

Bei einem solcherart als Nachschlagewerk angelegten Atlas werden Benutzerinnen und Benutzer immer einzelne Punkte benennen können, die sie vermissen, oder Kritik an der Darstellung von Details haben. Doch erhofft man sich von dem Werk eine Zusammenführung der unterschiedlichen Informationen, die über eine bloße Addition von Material hinausgeht, dürfte auch grundsätzlich ein Gefühl der Enttäuschung nicht ausbleiben - zu unverbunden stehen die Angaben oft nebeneinander. So bieten die Seiten zum Themenkomplex "Rußland nach 1917" unter anderem Karten zur Wirtschafts- und Bevölkerungsentwicklung und zur Urbanisierung der UdSSR. Begleitend dazu finden sich Statistiken und Tabellen zu den Völkern der Sowjetunion, dem Anteil der Stadtbewohner an der Gesamteinwohnerzahl, zur Entwicklung der Agrarproduktion und zur Produktion ausgewählter Industrieerzeugnisse. Doch weder sind die Angaben untereinander in Beziehung gesetzt noch in Verbindung zu den Karten gebracht. Es gibt keinen Überblickstext zur Wirtschaftsentwicklung der UdSSR, und die Herkunft der statistischen Angaben wird nicht belegt. Dadurch wird eine systematische Arbeit mit diesen Angaben nahezu ausgeschlossen, ist es doch gerade bei Statistiken häufig erforderlich, die Kriterien für die Zuordnung einzelner Werte zu kennen, um zu einer begründeten Interpretation zu gelangen.

Gerade das Zusammenspiel zwischen Karte und Begleittext findet zu selten statt. Abgesehen von einem allgemeinen thematischen Bezug laufen die Texte häufig unverbunden neben den Karten her. So bietet eine großformatige Karte Angaben zur "Kultur im Heiligen Römischen Reich im 18. Jahrhundert". Der knappe Begleittext beschränkt sich auf generelle Hinweise auf die Vielfalt der Kultur - was aber soll dann die einheitliche blaue Farbfläche, die das Reich auf der Karte kennzeichnet, zum Ausdruck bringen? Und welche Kriterien liegen der Auswahl der eingezeichneten Orte zugrunde? Kurz: Interessanter als die knappen Überblickstexte, deren Informationsgehalt häufig nicht über ein reduziertes Handbuchwissen hinausgeht, das aus anderen Quellen leicht zu beziehen ist, wären Kommentare zum Kartenbild selbst gewesen. Was da im Einzelnen zu sehen ist, erfordert weiterhin Kenntnisse über Zusammenhänge, die aus den Karten selbst, aber auch aus dem nun gebotenen Begleitmaterial nicht zu gewinnen sind. Angesichts der Mühe, die in die Zusammenstellung der ergänzenden Informationen geflossen ist, erscheint es bedauerlich, daß die Energie nicht darauf verwendet wurde, einen direkteren Zugang zur Benutzung der Karten zu schaffen.

Überdies rufen die Texte neue Fragen hervor. Stichworte wie "Genter Pazifikation" in der Datenleiste zur Karte "Der Freiheitskampf der Niederlande" bedürfen eigentlich selbst wieder der Erläuterung - eine solche findet sich aber in diesem Fall nur in den Stichworten zum Registereintrag. Mancher Hinweis im Text stellt geradezu die kartographische Darstellungsform in Frage. Der Text über "Aufstieg und Niedergang des Alexanderreiches" beschreibt, wie Alexander der Große "über die Grenzen Indiens hinaus an den Rand des vermeintlichen Weltmeeres" (S. 42) vordringen wollte - die dazugehörige Karte bietet aber eine grüne Farbfläche, die die Eroberungen Alexanders darstellen soll, auf der uns heute geläufigen Kartenansicht. Sicherlich wäre es ebenso problematisch gewesen, eine Karte zu rekonstruieren, die "Alexanders Welt" aus seinem Kenntnisstand heraus präsentiert hätte. Doch da der Begleittext selbst die Verschiedenheit zwischen heutigem und antikem Weltbild andeutet, wären Überlegungen zur Differenz zwischen beiden räumlichen Vorstellungswelten sicherlich instruktiver gewesen als die konventionelle, ebenfalls leicht an anderer Stelle nachzulesende Schilderung der Kriegszüge Alexanders.

Nun hätte es viel Raum erfordert, ein stärkeres Gewicht auf die Karteninterpretation zu legen - was die Frage aufwirft, ob es wirklich sinnvoll war, über 80 Seiten des Bandes dem "Staatenlexikon" zu widmen. Wieder handelt es sich um Informationen, die ohne große Mühe an anderer Stelle nachgeschlagen werden können und die keinen direkten Bezug zum Kartenteil erkennen lassen. Zudem veralten natürlich gerade die Angaben zu Staatsoberhäuptern, Regierungschefs oder Einwohnerzahlen relativ rasch. Dies macht für Folgeauflagen ständige Revisionen erforderlich und zwingt die Benutzer des Werkes nach einer gewissen Zeit doch dazu, andere Nachschlagewerke zu Rate zu ziehen. Dieser Raum hätte sich vielleicht für ausführlichere Kartenkommentare nutzen lassen.

Oder sogar für die Karten selbst: Denn trotz der großformatigen Anlage des Bandes bleiben viele Karten zwischen den Begleitinformationen auf eine relativ kleine Fläche beschränkt - die meisten sind letztlich nicht größer als in der herkömmlichen Schulausgabe; manche großflächige Karte, die über zwei Seiten ausgreift, ragt zudem so tief in die Bindung des Buches hinein, daß das Kartenbild gerade im Zentrum der Darstellung nicht vollständig zu erkennen ist. Hier hat womöglich das Ziel, den Band ästhetisch ansprechend zu gestalten, dazu geführt, auf die Nutzung des Querformats, das mancher Karte angemessener gewesen wäre, zu verzichten.

Insgesamt bleibt somit festzuhalten, daß die neue Putzger-Ausgabe in Fragen der historischen Kartographie (bewußt, aber doch: leider) keine neuen Wege einschlägt, sondern auf die bewährten Karten setzt. Stattdessen bietet sie eine Fülle zusätzlicher Informationen, die nicht immer zufriedenstellend miteinander verknüpft sind. Bei aller Kritik ist aber auch zu sagen, daß die Neuausgabe sich gelohnt hat: Die Zahl der Karten ist deutlich vermehrt worden und

bei der Fülle an Informationen im Begleitmaterial dürfte für jeden Benutzer und jede Benutzerin Interessantes und Unbekanntes zu entdecken sein - gerade auch im Hinblick auf einen "problemorientierten" Umgang mit Geschichte. So ist die Karte zu Umweltkatastrophen in der ehemaligen Sowjetunion ebenso frappierend wie die zur Zahl der Todesopfer rechtsextremer Gewalt in Deutschland seit der Vereinigung 1990.

Sicherlich wurde das selbstgesteckte Ziel der Herausgeber erreicht, ein breit angelegtes Nachschlagewerk zur Weltgeschichte vorzulegen - das allerdings in seiner Kombination von Karten, Zeittafeln und Strukturgraphiken durchaus schon Konkurrenz auf dem Buchmarkt vorfindet, z. B. den verbreiteten "dtv-Atlas zur Weltgeschichte". Von diesem hebt sich der Band allerdings durch seine ausgesprochen bibliophile Ausstattung, insbesondere die vielen Abbildungen, ab. Dennoch bleibt die Frage, ob es nicht sinnvoller gewesen wäre, den Anspruch eines umfassenden Nachschlagewerks aufzugeben zugunsten eines historischen Atlas, der durch seine Verbindung von Karte und Kommentar maßstabsetzend geworden wäre. Für Benutzerinnen und Benutzer hätte dies einen wirklichen qualitativen Sprung nach vorne bedeutet.

[Bergmann, Klaus](#): Der Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht (Detlev Mares)  
[10.08.2005]

[Grosch, Waldemar](#): Geschichte im Internet. Tipps, Tricks und Adressen (Detlev Mares)  
[10.08.2005]

[Völkel, Bärbel](#): Wie kann man Geschichte lehren? Die Bedeutung des Konstruktivismus für die Geschichtsdidaktik (Detlev Mares) [10.08.2005]

*Drei neue Titel zur Geschichtsdidaktik*

**Bergmann, Klaus: Der Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht, 185 S., Wochenschau, Schwalbach/Ts. 2002.**

**Grosch, Waldemar: Geschichte im Internet. Tipps, Tricks und Adressen, 167 S., Wochenschau, Schwalbach/Ts. 2002.**

**Völkel, Bärbel: Wie kann man Geschichte lehren? Die Bedeutung des Konstruktivismus für die Geschichtsdidaktik, 244 S., Wochenschau, Schwalbach/Ts. 2002.**

Nicht erst seit den aktuellen Post-Pisa-Debatten über den "Bildungsnotstand" haben sich Geschichtsdidaktiker darum bemüht, neue Formen der Wissensvermittlung zu finden und theoretisch zu begründen. Mit drei neuen Veröffentlichungen bietet der Wochenschau Verlag Beiträge zur Verbindung didaktischer Theorie und Praxis, die jeweils auf ihre Weise das Bemühen zeigen, das lernende Individuum in den Mittelpunkt geschichtsdidaktischer Überlegungen zu stellen.

Nicht erst seit den aktuellen Post-Pisa-Debatten über den „Bildungsnotstand“ haben sich Geschichtsdidaktiker darum bemüht, neue Formen der Wissensvermittlung zu finden und theoretisch zu begründen. Mit drei neuen Veröffentlichungen bietet der Wochenschau Verlag Beiträge zur Verbindung didaktischer Theorie und Praxis, die jeweils auf ihre Weise das Bemühen zeigen, das lernende Individuum in den Mittelpunkt geschichtsdidaktischer Überlegungen zu stellen.

Neue Formen der historischen Wissensvermittlung sind häufig dadurch gekennzeichnet, dass sie gegen die Dominanz des chronologischen Unterrichtsmodells im Schulfach Geschichte anrennen. Dies tut auch Klaus Bergmann in seinem Plädoyer für den Gegenwartsbezug im Geschichtsunterricht. Zwar betont er, seine Vorschläge zur Berücksichtigung gegenwärtiger Anliegen im Unterricht ließen sich auch im chronologisch angelegten Unterricht umsetzen, doch letztlich bleibt er halbherziger „Vernunftchronologe“: Er akzeptiert, dass dieses – jüngst

im hessischen Lehrplan sogar wieder bekräftigte – Modell wohl nicht so rasch aus den Schulen verschwinden wird, doch sein Herz gehört nichtchronologischen Unterrichtsformen. Diese erlauben es den Lehrerinnen und Lehrern viel geschmeidiger auf brennende Gegenwartsfragen einzugehen als die Orientierung an einem jeweils vorgegebenen historischen Lehrplan-„Stoff“.

Dass historisches Denken und Fragen stets von den Erfahrungen der Gegenwart ausgehen muss, ist eine geschichtstheoretische Selbstverständlichkeit. Aber was bedeutet dies nun für die Geschichtsdidaktik? Bergmann schlägt vor, auch den Unterricht stärker an der „Gegenwart“ auszurichten. Unter diesem Begriff versteht er in erster Linie die „großen Fragen“, die eine Gesellschaft beschäftigen, so Probleme wie Arbeitslosigkeit oder Umweltschutz. Kurz, es handelt sich um die Problemfelder, die den täglichen Zeitungsberichten zugrundeliegen und die das weitere Leben der Schülerinnen und Schüler voraussichtlich prägen werden. Die Lehrkräfte werden angehalten, durch „wache Zeitgenossenschaft“ bei diesen Themen auf dem Laufenden zu sein und im Unterricht Bezüge dazu herzustellen. In Verbindung mit offenen Lehrformen sollen auf diese Weise die individuellen Erfahrungen der Schülerinnen und Schüler in den Unterricht einbezogen werden.

Bergmann bietet viele Themenbeispiele aus der Tagespresse sowie didaktische Analysen für mögliche Unterrichtseinheiten. Dennoch sieht er selbst in seinen einleitenden Worten Kritik an seinen Vorschlägen voraus. Nun denn: Unbestritten sollte wohl sein, dass die Herstellung eines Gegenwartsbezugs ein wichtiges methodisches Mittel darstellt, das es erlaubt, Geschichtsvermittlung auf die Lebenswelt der Schülerinnen und Schüler zu beziehen.

Doch kann der Gegenwartsbezug – über seine geschichtstheoretische Selbstverständlichkeit hinaus – wirklich zum einzigen didaktischen Ausgangspunkt des Geschichtsunterrichts werden? Selbst wenn man Bergmanns Behauptung akzeptiert, dass sich das vielgepriesene (und selten erreichte) historische Überblickswissen durch seinen Ansatz besser erreichen ließe als durch den herkömmlichen Unterricht, bleiben Fragen. So ist der Begriff des Gegenwartsbezugs selbst mehrdeutig. Einmal geht es darum, Themen zu gestalten, die von Bedeutung für das Leben der Schüler und Schülerinnen sind; zum anderen um „große Fragen“ der Gegenwart. Letztere sind für die Schüler/innen nicht von vornherein von Interesse, sondern dieses muss unter Umständen erst geweckt werden. Selbst Lehrer/innen mit „wacher Zeitgenossenschaft“ können diese nicht bei allen Schüler/innen unbedingt voraussetzen; mancher mag ein Interesse für Geschichte eher als Fluchtraum der Phantasie vor eben diesen Fragen entwickeln – ein Weg zur Geschichte, der sich auf jeden Fall didaktisch nutzbar machen lassen sollte. Eine gegenwartsbezogene Didaktik kann also nicht beim Interesse der Schüler/innen für „große Fragen“ ansetzen, sondern muss dieses unter Umständen erst wecken. Damit dreht sich die Diskussion faktisch im Kreis.

Auch fragt sich, wie lange für die Schüler/innen etwas aktuell bleibt. Bergmann schlägt den Lehrern vor, fleißig Zeitungsausschnitte zu aktuellen Themen zu sammeln. Doch wie viele der von ihm selbst in seinem Büchlein gegebenen Beispiele (oft von 2000 und 2001) würden heute noch auf Schüler/innen ‚aktuell‘ wirken? Muss man den Schüler/innen aber erst in einem eigenen Unterrichtssegment beibringen, dass eine bestimmte „große Frage“ für ihn oder sie aktuell ist, dann kann man doch eigentlich genauso gut direkt mit der Vergangenheit einsetzen.

Überhaupt fehlt auch im gegenwartsbezogenen Ansatz auffällig der Bezug zur unmittelbaren Lebenswelt der Schüler/innen. Themen wie Familie oder Partnerschaft, die in manchen Altersgruppen eine große Rolle spielen, aber auch die Schule selbst – immerhin ein sozialer Raum, den sowohl Schüler/innen als auch Lehrer/innen bestens kennen – werden als solche nicht als Ausgangspunkt für Unterrichtsreihen vorgeschlagen. Das Konzept „Gegenwart“

ließe sich also für die Geschichtsdidaktik noch weiter ausbauen beziehungsweise differenzieren.

Unbestritten dürfte aber sein, dass es die Geschichtsdidaktik nicht versäumen darf, Vorschläge auszuarbeiten, um historische Problemzusammenhänge so an die Schülerinnen und Schüler heranzutragen, dass diese eine Relevanz für ihre eigenen Lebenszusammenhänge darin erkennen können. In diesem Zusammenhang gesehen bietet Bergmann einen anregenden Diskussionsbeitrag, der durch die vielen Beispiele und didaktischen Analysen den unmittelbaren Weg in die schulische Unterrichtspraxis sucht.

Einen Praxisbezug verspricht auch der Titel „Wie kann man Geschichte lehren?“. Doch der Untertitel verrät ein etwas anders gelagertes Programm. Die Aufgabenstellung des Bandes könnte zusammengefasst werden in der Frage: Wie kann man Geschichte lehren, wenn alles Wissen nur Konstruktion ist? Bärbel Völkel geht von der Wissenstheorie des Konstruktivismus aus, die die subjektive Sinnstiftung betont, die dem Leben des Einzelnen zugrundeliegt. Daraus folgt für den Geschichtsunterricht, dass den Schülern kein festgelegter Wissenskanon als verbindlich vorgeschrieben werden kann, sondern dass im Unterricht Raum bestehen muss, damit die Schüler selbst mit ihren eigenen Fragen und Verstehenshintergründen an die Geschichte herangehen können. Völkel plädiert für einen Wandel im Selbstverständnis der Lehrerinnen und Lehrer, die sich stärker als „Lehrberater“ denn als Stoffvermittler verstehen sollen. Der von ihr favorisierte Unterricht bietet Raum für eine kreatives „Driften“, das jedem Schüler die optimale Auseinandersetzung mit historischen Zusammenhängen erlaubt.

Diese Anwendung des Konstruktivismus auf die Geschichtsdidaktik greift in ihrem Ergebnis sicherlich partiell auf bekannte reformpädagogische Gedanken zurück, doch Völkel liefert eine eigenständige Begründung solcher Unterrichtsvorstellungen, indem sie eine theoretische Verbindung herstellt zwischen der Anwendung offener Lehrformen, dem motivationspsychologischen Flow-Erlebnis und der Wissenstheorie des Konstruktivismus. Dabei trifft sich letztlich die konstruktivistische Theorie des Wissens, die davon ausgeht, dass alles Erkennen des Menschen nie zum Auffinden einer objektiven Wahrheit führt, sondern Wahrheiten aus der Subjektivität des/der Erkennenden heraus konstruiert, mit offenen Lehrformen, die die Subjektivität des einzelnen Schülers/der einzelnen Schülerin in den Mittelpunkt der Unterrichtsüberlegungen rücken. Intersubjektivität wird dann durch das Funktionieren (die „Viabilität“) von Wissen in einer jeweils gegebenen Gemeinschaft erzielt.

Völkel verdient besonderes Lob dafür, Ansätze aus der Neurobiologie, der Kybernetik und der Psychologie für die Geschichtsdidaktik fruchtbar zu machen. Dennoch ist es überraschend, dass näherliegende konstruktivistische Autoren, die in der Geschichtswissenschaft der letzten Jahre intensiv diskutiert wurden, wie beispielsweise Michel Foucault, keine Erwähnung finden. Die Vorstellung des Konstruktivismus erfolgt wesentlich durch Auswertung der Sekundärliteratur zu diesem Thema. Allerdings verknüpft die Autorin die vorgestellten Studien durchaus konzentriert auf ihr Ziel einer Neubegründung der Geschichtsdidaktik hin. In diesem Bereich, dem die zweite Hälfte des Buches dient, liegt dann auch das eigentliche didaktische Interesse der Studie, die durch den Hinweis auf die eigenen Lehrerfahrungen der Autorin hochkomplexe theoretische Überlegungen und praktische Anwendung zusammenführt.

„Praxis“ ganz anderer Art findet sich in dem Bändchen „Geschichte im Internet“ von Waldemar Grosch. Neben Hinweisen zur technischen Seite der Internet-Nutzung enthält es vor allem Internet-Adressen, die für Historiker/innen von der Schule bis zur Hochschule nützlich sind. Das Spektrum reicht von Hilfsmitteln über Adressen von historischen Institutionen bis hin zu Verweisen auf Websites zu einzelnen Epochen oder Themengebieten. Die Qualität und vor allem wissenschaftliche Seriosität jeder Seite werden dabei kurz

bewertet – eine wichtige Hilfestellung bei der Vielzahl letztlich unbrauchbarer Internetinformationen. Mag man auch die eine oder andere Adresse vermissen, die man gern gesehen hätte (z. B. finden sich nur relativ wenige Hinweise auf Websites mit historischen Karten), so dürften in der Welt der Hyperlinks keine großen Probleme bestehen, über die angegebenen Adressen weiter in die Tiefen des virtuellen Raumes vorzustoßen. Hilfreich wären allerdings Hinweise auf die „Konkurrenz“ gewesen – Handbücher zur Nutzung des Internet für Historiker oder Lehrer gibt es in zunehmender Zahl, und als Benutzer ist es durchaus sinnvoll, mehrere Publikationen mit ihren jeweils anderen Schwerpunktsetzungen parallel zu verwenden.

Der Umgang mit dem Internet erlaubt Lernenden und Lehrenden sicherlich ein individuelles Driften, das dem Einzelnen ganz neue Möglichkeiten zur Verfügung stellt, sich historische Zusammenhänge in eigenem Tempo und nach eigenen Interessenschwerpunkten zu verdeutlichen. Das Internet ergänzt somit die offenen Lehrformen, die in den anderen Bänden propagiert werden, um eine neue Dimension. Dennoch bleibt es hier wie dort notwendig, neben den Chancen auch die Grenzen der einzelnen Modelle nicht aus dem Blick zu verlieren. Je stärker die Selbstverantwortlichkeit der Lernenden für ihr Tun, desto größer die individuelle Herausforderung. Damit gerade Schülerinnen und Schüler daran nicht scheitern, wird die Verantwortung der „Lehrberater“ nur noch größer.

[Fröhlich, Michael:](#) Geschichte Großbritanniens (Detlev Mares) [25.10.2005]

**Fröhlich, Michael: Geschichte Großbritanniens. Von 1500 bis heute, 237 S., Primus, Darmstadt 2004.**

Der Markt für knappe deutschsprachige Einführungen in die englische beziehungsweise britische Geschichte scheint unersättlich zu sein. Gleich mehrere neue oder neubearbeitete Werke sind derzeit lieferbar, von der „Kleinen englischen Geschichte“ Michael Maurers über die „Englische Geschichte“ Hans-Christoph Schröders bis hin zur – allerdings eher forschungsgeschichtlich orientierten – Darstellung Wendes (ausführlicher siehe dazu NPL 48, 2003, S. 373–400). Diesen Werken gesellt sich nun Michael Fröhlichs knapp 200 Textseiten umfassende Schilderung in der vom Autor selbst herausgegebenen Reihe „Grundzüge“ des Primus-Verlages hinzu.

Das erste der acht Kapitel weist einige Betrachtungen zu Grundstrukturen der englischen Verfassungs- und Gesellschaftsentwicklung an der Wende zur Neuzeit auf, um von dort überzuleiten zur Erschütterung der Verhältnisse durch die Revolutionen des 17. Jahrhunderts. Ab dort entscheidet sich Fröhlich für eine weitgehend chronologische Vorgehensweise. Dabei beschränkt er sich keineswegs nur auf politische Entwicklungen, sondern bezieht auch Wirtschaft und „Gesellschaft, Literatur, Wissenschaft“ (so eine Kapitelüberschrift) in seine Darstellung ein. Immer wieder werden Zitate aus literarischen Werken herangezogen, um die Anschaulichkeit der Schilderung zu erhöhen. Überzeugend ist auch das deutliche Bestreben, stets internationale und „imperiale“ Vorgänge im Blick zu behalten. Letzteres geht so weit, dass unter der Kapitelüberschrift „Aufstieg des Empire“ über 13 Seiten der amerikanischen Revolution gewidmet sind, die als „Herzinfarkt für die britische Politik“ (S. 67) interpretiert wird; die längste der im Buch abgedruckten Quellen ist die amerikanische Unabhängigkeitserklärung.

Der Durchgang durch die Geschichte Großbritanniens geht allerdings nicht einher mit einer durchgearbeiteten Systematik, die der Vielfalt der Themen einen festen Rahmen verleihen würde. In der Darstellung verschiedener Epochen treten jeweils unterschiedliche Elemente der britischen Geschichte hervor, entsprechend ihres Stellen- oder Neuigkeitswerts in der jeweiligen Zeit. So wird den Tudor- und frühen Stuartkönigen und -königinnen im Kapitel „Monarchen in ihrer Zeit“ relativ viel Raum eingeräumt, während die Herrscher späterer

Zeiten weniger Aufmerksamkeit erhalten. Dabei hätte sich zum Beispiel eine ausführlichere Behandlung der Herrschaft Queen Victorias wegen ihrer hohen Bedeutung für die Definition der Rolle der Krone in der modernen Gesellschaft durchaus angeboten, zumal es gerade zu diesem Thema inzwischen eine ausgedehnte Literatur gibt. Der Hinweis auf „viel beachtete Jubiläen“ der Monarchin 1887 und 1897 (S. 141) bleibt da eher blass.

Insgesamt ist der Autor aber bemüht, einen Teil der einschlägigen neuen englischen und deutschen Forschungsliteratur unaufdringlich in seine Darstellung einfließen zu lassen. Dennoch gerät ein vom Umfang her knappes, inhaltlich aber beeindruckend breit angelegtes Werk, das viele Themen, Personen, Ereignisse anspricht, leicht in die Gefahr, passagenweise zu einer Art ausformuliertem Stichwortverzeichnis zu mutieren. Beispielsweise stellt der Autor anfangs des Kapitels „Politische Reformen“ knapp Jeremy Bentham, Benjamin Disraeli und Robert Owen vor. Nicht nur werden deren Gesellschaftsanalysen hier weitgehend gleichgesetzt mit den „großen Veränderungen in der Gesellschaft“ (S. 111), die schließlich in die Parlamentsreformen des 19. Jahrhunderts mündeten (hier wäre es vielleicht angemessener gewesen, statt ideengeschichtlicher Ausführungen direktere Hinweise zu den angesprochenen gesellschaftlichen Veränderungen zu geben); vor allem bleiben viele Sätze schlicht vage. So heißt es von Disraeli: „Seine Bücher propagierten Erneuerung. Disraeli stellte sich an die Spitze des Protestes und richtete die Speerspitze gegen die merkantile und städtische Mittelklasse“ (S. 110). Das ist einerseits satztechnisch klar geschrieben (eine große Stärke des Buches), andererseits aber von begrenzter Aussagekraft: Von wessen Protest ist die Rede? Was genau bedeutet „Erneuerung“? Für was steht die Metapher der „Speerspitze“? Disraelis Bücher? Seine Partei? Seine Politik? Letztlich müssen die Formulierungen gerade in einer knappen Darstellung sehr treffend gewählt sein, um keine falschen Leseindrücke zu erzeugen. Kann man beispielsweise wirklich davon sprechen, in der frühen Neuzeit sei „der Staat“ für den König „fast persönlicher Besitz“ gewesen (S. 12)? Kann man für das Ende des Zweiten Weltkriegs schon davon sprechen, dass das Britische Empire „definitiv der Vergangenheit“ angehörte (S. 181) – zumal es offenbar erst 1970 „tot“ (S. 193) war? Was bedeutet eine Formulierung wie die, Peel habe „grundsätzlich hinter der Industrialisierung“ (S. 115) gestanden? Solche Sätze verlangen zumindest nach weiterer Diskussion oder Erläuterung. In solchen Fällen bieten immerhin fast 20 Seiten Anmerkungen und Literaturverzeichnis zahlreiche Ansatzpunkte, um zu einem vertiefenden Verständnis der Vorgänge zu gelangen. Der Band ist zudem dankenswerterweise ausgestattet mit Karte, genealogischer Tafel, einigen Tabellen, Datenleisten zu Beginn eines jeden Kapitels und einer Reihe von Abbildungen, zudem dem ein oder anderen eingestreuten Quellentext.

[Hiery, Hermann Joseph \(Hrsg.\):](#) Der Zeitgeist und die Historie (Detlev Mares) [17.06.2003]

**Hermann Joseph Hiery (Hrsg.): Der Zeitgeist und die Historie. 215 S., J. H. Röhl, Dettelbach 2001 (= Bayreuther Historische Kolloquien 15).**

Ach, der Zeitgeist! Wer hätte nicht schon über ihn geseufzt! Flüchtig, wie er in seinen Konturen sein mag, etwas Negatives scheint ihm in der Regel anzuhaften. Da ist man doch gespannt, was passiert, wenn sich unerschrockene Historiker (und eine Historikerin) auf den Weg machen, den flüchtig-negativen Begriff des "Zeitgeistes" als Kategorie für die Geschichtsforschung nutzbar zu machen. Faszinierend wirkt dabei vor allem das Anliegen, aufzuweisen, in welchem Maße die historische Forschung selbst in ihren Fragestellungen, Methoden und Ergebnissen als Resultat des Zeitgeistes ihrer Entstehungszeiten verstanden werden kann.

Das Vorwort des Bandes, der aus einem im Juni 2000 in Bayreuth veranstalteten Kolloquium hervorgeht, beglückt Leserin und Leser ungemein, erfährt sie/er doch, der Herausgeber habe sich mit diesem schwierigen Thema "seit längerem beschäftigt" (S. IX). Endlich wird man



also erfahren, welche Indikatoren sich anbieten, um das ungestaltete Phänomen "Zeitgeist" begrifflich in den Griff zu kriegen; aus welchen Bereichen gesellschaftlichen Lebens sich der Zeitgeist vornehmlich speist; wie er im Rahmen geschichtswissenschaftlicher Ansätze verortet werden kann (die Mentalitätsgeschichte drängt sich dem erwartungsfrohen Lesepublikum geradezu als Theorieoption auf).

Schon die Einleitung des Herausgebers läßt aber erahnen, daß die ein oder andere Desillusionierung bevorstehen könnte. Statt Anregungen zu geben, den "Zeitgeist" terminologisch zu umzingeln, wird ihm eine Verwandtschaft "zur sogenannten 'political correctness' unserer Tage" attestiert (S. 3). Na, wenn das keine Arbeitsgrundlage für die folgenden Essays ist! Auf den anschließenden Seiten kann sich Hans-Ulrich Wehler freuen, mit Heinrich von Treitschke als dem Zeitgeist verhafteter Historiker auf eine Stufe gestellt zu werden. Falls dies sein Selbstwertgefühl nicht in ausreichendem Maße aufmöbeln sollte, darf er sich auch noch als "Historiker" in Anführungszeichen bezeichnen lassen, dessen Geschichtsschreibung ebenso wie die übrigen "aus dem Zeitgeist der 68er geschriebenen Werke" heute "selbst längst zur Historie geworden" sei (S. 5). Nun mag man manchen Äußerungen Wehlers durchaus kritisch gegenüberstehen, aber von dort ist es doch ein weiter Weg bis zu der Behauptung, der Ertrag seiner Werke tendiere "gegen Null" (S. 5).

Nach fünfeinhalb Seiten ist die Einleitung gottlob überstanden und der Sprung in eine bunte Sammlung von Essays zu verschiedensten Themen gelungen. Die Ausführungen reichen vom Rassismus im 18. Jahrhundert und einem putzigen Versuch der Rehabilitierung Wilhelms II. als genialem Kaiser (gefällt vom bösen Intriganten Bismarck) über Ausführungen zum englischen Sonderweg bis hin zu zusammenfassenden Bemerkungen Marco Hedlers zu den Tagungsergebnissen, die sich nach guten Gedanken leider zu rasch auf die Protokollierung der Diskussionen während des Kolloquiums verlegen.

Der "Zeitgeist" spielt in den einzelnen Beiträgen eine mehr oder weniger vordergründige Rolle - nur selten geht es den Autoren wirklich um die Erarbeitung von Kriterien zur Bestimmung des Begriffs. In der Regel werden umgangssprachliche Umschreibungen zugrundegelegt, so "gesamtgesellschaftlich relevante Denkweisen", "Veränderungen der im Meinungsklima besonders spürbaren Tendenzen" oder der "Ortsgeist" (im Fall nach England emigrierter deutscher Historiker). In fast allen Fällen sind die Untersuchungen nicht als Fallbeispiele angelegt, in deren Spezialthema sich ein an anderer Stelle umrissener Zeitgeist spiegelt, sondern die Darlegungen widmen sich auf solide Weise dem gewählten Spezialthema und beschränken sich auf grobe Verweise auf Verbindungen zu einem nicht näher beschriebenen Zeitgeist. Damit klafft gerade im Zentrum der meisten Beiträge eine entscheidende Lücke, die verhindert, daß zum eigentlichen Kolloquiumsthema vertiefte Erkenntnisse gewonnen werden.

Die Verweise auf den Zeitgeist wirken oft beliebig. Mutige Ansätze, dem Zeitgeist quantifizierend auf die Schliche zu kommen, bieten immerhin diskussionswürdige Anregungen, überzeugen aber letztlich auch nicht wirklich. Dies gilt für Bernd Leupolds Auszählung von Straßennamen in Bayreuth und Bamberg ebenso wie für Rainer Sammets Versuch, die Bedeutsamkeit der Dolchstoßlegende in verschiedenen Phasen der Weimarer Republik aus der Häufigkeit ihrer Erwähnung in Zeitungen oder Parlamentsdebatten abzuleiten. Zu schematisch erscheinen diese Ansätze, und wo sie Ausnahmen zulassen, leidet das Konzept des Zeitgeistes selbst wiederum unter dem Vorgehen.

Wie es sich gehört, wird zudem ausgiebig über den Zeitgeist geklagt. Nicht nur litt der Herausgeber offensichtlich sehr unter der Historiographie "der 68er", sondern Thomas Bargatzky bedauert in seinem Beitrag zur Lage der Ethnologie in Deutschland deren Abrücken von der Untersuchung "urproduktiver Gesellschaften" hin zur Anwendung eines breiten, seiner Ansicht nach beliebigen Kulturbegriffs. Hans Fenske schließt seine

Ausführungen zur Bismarck-Historiographie mit dem Hinweis, daß selbst "in den täglichen Betrieb" (S. 142) der Wissenschaft ein populäres Bismarckverständnis Einzug gehalten habe, das zu unreflektiert den linksliberalen Bismarckkritikern seit dem 19. Jahrhundert verhaftet sei. Überall scheint der böse Zeitgeist also am Werk zu sein und die Potentiale der Wissenschaft eher zu behindern als sie zu beflügeln.

Einzelne Beiträge des Bandes sind - dies sei ausdrücklich angemerkt - durchaus lesenswert (auch wenn sie gelegentlich, wie bei solchen Kolloquien üblich, auf bereits publizierten Arbeiten der jeweiligen Autoren fußen). Dies gilt beispielsweise für Karina Urbachs Essay zur Emigration deutscher Historiker nach England, für Klaus Schwabes Untersuchung der Haltung Gerhard Ritters gegenüber dem Versailler Vertrag und für Horst Pietschmanns Analyse der Instrumentalisierung der Kolumbusfeiern 1992 in Italien, dem Vatikan, Spanien und Mexiko. Launig-selbstkritisch und anregend sind auch Bert G. Fragners Darlegungen zur Entwicklung der Orientwissenschaften in Deutschland. Insgesamt ist aber trotz dieser Lichtblicke zu sagen: Im Hinblick auf das Ziel, zu einem tieferen Verständnis des Phänomens "Zeitgeist" vorzustoßen, tendiert der wissenschaftliche Ertrag der vorliegenden Sammlung "gegen Null".

*Klose, Dagmar:* Klios Kinder und Geschichtslernen heute (Detlev Mares) [24.04.2007]

***Dagmar Klose: Klios Kinder und Geschichtslernen heute. Eine entwicklungspsychologisch orientierte konstruktivistische Didaktik der Geschichte. 252 S., Verlag Dr. Kovac, Hamburg 2004.***

Der Titel des Buches von Dagmar Klose könnte ein Missverständnis hervorrufen, das gleich zu Anfang behoben sei: Bei ihrer Darstellung handelt es sich nicht um eine systematisch durchgearbeitete, theoriegeleitete Verschränkung von didaktischem Konstruktivismus und Entwicklungspsychologie. Vielmehr bietet die Autorin ein buntes Kaleidoskop aus geschichtstheoretischen Überlegungen, der Präsentation didaktischer und lernpsychologischer Ansätze, weiser Zitate, Fragen zum Textverständnis, Lesetipps und Unterrichtsvorschlägen. Gedacht ist das Buch als Werk aus der Praxis für die Praxis – LehrerInnen sollen Anregungen dazu erhalten, einen altersangemessenen Geschichtsunterricht durchzuführen, der im Sinne des Konstruktivismus den SchülerInnen die Formung bzw. Konstruktion ihrer eigenen Vorstellung von Geschichte erlaubt. Im Gegensatz zu einem radikalen Konstruktivismus, der leicht in die relativistische Beliebigkeit der Geschichtskonstruktion ableiten kann, plädiert Klose allerdings für einen gemäßigten, von ihr als genetisch bezeichneten Konstruktivismus (S. 222), der anders als die radikale Variante nicht einem Primat der Innenwelt des historischen Erlebens verfällt, sondern dem Umstand Rechnung trägt, dass Geschichtsbilder sich an äußeren, letztlich aus den Quellen entstehenden Kriterien messen lassen müssen. Diese von Reinhart Koselleck einst in der griffigen Formel vom "Vetorecht der Quellen" zusammengefasste Konstellation eröffnet dem Geschichtsunterricht die Möglichkeit, einen "Wechsel von Konstruktion und Instruktion" (S. 245) zu erreichen, der die Lehrpersonen steuernd den historischen Erkenntnisprozess der Schülerinnen und Schüler begleiten lässt. In Verbindung mit den Ergebnissen der Lernpsychologie, der Forschungen zur Entwicklung des Geschichtsbewusstseins bei Kindern und der inhaltlichen Ziele der Beschäftigung mit Geschichte soll ein Unterricht möglich werden, der Fachwissenschaft, angemessene Erschließungskategorien und eine altersspezifische Anwendung didaktischer Prinzipien verbindet.

Um hinter den Konturen ihrer Argumentation die praktischen Umsetzungsmöglichkeiten ihrer Überlegungen im Unterricht zu verdeutlichen, bietet Klose eine Vielzahl von Praxisbeispielen, Schaubildern und Unterrichts Anregungen. Allerdings werden gerade die Aufgabenvorschläge und Graphiken nicht immer eng in den Text integriert, so dass es

Schwierigkeiten bereiten kann, die Verbindung von Text und Materialien herzustellen. Doch vielleicht ist dies als Herausforderung gedacht, den moderaten Konstruktivismus im eigenen Lernvorgang zu ergründen.

Möller, Horst/Wengst, Udo (Hrsg.): Einführung in die Zeitgeschichte (Detlev Mares)  
[26.04.2006]

**Horst Möller / Udo Wengst (Hrsg.): Einführung in die Zeitgeschichte. 335 S., C. H. Beck, München 2003.**

Anders als die neue Kultur- oder Diskursgeschichte gehört die Zeitgeschichte zu den längst etablierten Subdisziplinen der Geschichtswissenschaft. Im Unterschied zum linguistic oder cultural turn definiert sie sich weniger über einen spezifischen methodischen Zugriff auf die Vergangenheit als über die zeitliche Abgrenzung ihres Gegenstandsbereichs. Dies bringt zugleich auch die zentrale theoretische Herausforderung in der Selbstbeschreibung von Zeitgeschichte mit sich: Da sie als jüngste Epochenabgrenzung jeweils zum Ende hin offen ist, stellt sich die Frage, wo ihr Anfang zu finden sei. Kann er „fest“ liegen oder muss er mit dem Generationswechsel zeitlich wandern? Seit Hans Rothfels die Grundfragen der Zeitgeschichtsforschung in Deutschland 1953 in einem Aufsatz formulierte, wurde häufig 1917 als Epochenjahr angegeben; durch den Kriegseintritt der USA in den Ersten Weltkrieg und die Oktoberrevolution schien der grundlegende Mächtedualismus angezeigt, der die Weltpolitik des 20. Jahrhunderts dominierte. Ist das noch länger aktuell?

Wenn einige Historiker aus dem Institut für Zeitgeschichte in München nun eine Einführung in ihr Fachgebiet vorlegen, lässt dieser Band Antworten auf solche Fragen und eine Bestandsaufnahme eines halben Jahrhunderts zeitgeschichtlicher Forschung erwarten, erscheint er doch exakt 50 Jahre nach dem programmatischen Rothfels-Aufsatz.

Wie also hat sich Zeitgeschichte im letzten halben Jahrhundert verändert? Nach der Lektüre der neuen Einführung zu schließen - kaum. Sicherlich sind 50 weitere Jahre zu bearbeiten, doch weder ist ein neuer Konsens über den zeitlichen Anfang der Zeitgeschichte gelungen noch scheint das Methodenarsenal der Disziplin ausgeweitet. Den Hauptteil des Bandes bilden drei Essays, die im Wesentlichen die deutsche Politikgeschichte zwischen 1918/19 und 1990 nachzeichnen. Eingestreut in den Text sind gelegentlich grau unterlegte Felder, in denen Zitate verschiedener Autoren zu ausgewählten Forschungskontroversen zusammengestellt sind. Dennoch sind die Essays nicht von den Kontroversen her, sondern weitgehend chronologisch angelegt, mit dem ein oder anderen Kapitel, in dem gesellschaftliche und kulturelle Trends umrissen werden.

Im gelungensten Essay des Bandes geht Manfred Kittel von zwei „innen- und außenpolitischen Epochenfragen der Zwischenkriegszeit“ (S. 55) aus, die seine Argumentation zum Zeitraum 1918-1933/39 bestimmen: Wieso konnte so kurz nach dem Ersten der Zweite Weltkrieg ausbrechen und wieso brachen die nach dem Ersten Weltkrieg errichteten europäischen Demokratien so rasch wieder zusammen? Diese Leitfragen erlauben es Kittel, die Geschichte der Weimarer Republik, die im Zentrum seines Beitrags steht, in international vergleichender Perspektive zu schildern und allgemeine von deutschlandspezifischen Faktoren ihres Scheiterns zu trennen. Im vergleichenden Blick auf andere Staaten mutet ihr Ende „keineswegs spektakulär“ (S. 99) an; der damit einhergehende Aufstieg des Nationalsozialismus erscheint nicht als Notwendigkeit, sondern schweren strategischen Fehlern der politischen und gesellschaftlichen Eliten in der Krisenphase der Republik geschuldet.

Weniger straff argumentierend kommt die Darstellung von Nationalsozialismus, „Drittem Reich“ und Zweitem Weltkrieg aus der Feder Volker Dahms daher. Sie entwirft keine

Leitfragen, sondern setzt ein mit der Schilderung des weltanschaulichen Programms Hitlers und dem Aufstieg der NSDAP. Ausführlich beschrieben werden Machtgewinn und Machterhalt der Nationalsozialisten, Terror, Vernichtungskrieg und Holocaust sowie der deutsche Widerstand. Wie alle Beiträge des Bandes ist auch dieser ausgesprochen klar und verständlich geschrieben; besonders prägnant wird etwa der Ausbau des NS-Machtapparates mit den Überschneidungen staatlicher und parteilicher Instanzen charakterisiert. Den Forschungsstreit zwischen Intentionalisten und Funktionalisten löst Dahm unter Hinweis auf das sozialdarwinistische Programm Hitlers auf: Zwar habe es in der Tat Kompetenzwirrwarr und widersprüchliche administrative Entwicklungen im Dritten Reich gegeben, doch habe es der Weltanschauung Hitlers entsprochen, dass auch unter seinen Paladinen eine „Auslese der Besten“ stattzufinden habe (S. 124). Mit anderen Worten ließe sich sagen, die „intentionale“ Umsetzung des Hitlerschen Programms habe logisch zum „funktionalistischen“ Durcheinander in Partei- und Staatsorganisation geführt.

Die Geschichte beider deutscher Staaten in der Nachkriegszeit bis 1990 ist Udo Wengst vorbehalten. Fast ein halbes Jahrhundert deutscher Geschichte, in der zudem zwei Staaten zu berücksichtigen sind, muss Wengst auf ca. 50 Seiten abhandeln - häufig bleibt da nichts anderes übrig, als zentrale Stichworte der historischen Entwicklung aneinanderzuketten. Wengst ist bestrebt, die Geschichte der DDR neben die der Bundesrepublik zu stellen, doch in beiden Fällen spielt sich sein Beitrag auf der Ebene von Staatsorganisation, Politik und Wirtschaftsfragen ab. Soziale und kulturelle Aspekte werden in einem eigenen Kapitel gewürdigt, wirken aber eher wie der Vollständigkeit halber angegliedert denn als integraler Bestandteil der Schilderung.

Der geringe Raum, der der Nachkriegsgeschichte eingeräumt wird, lässt kaum vermuten, welch blühende Forschungslandschaften die Geschichte der Bundesrepublik und der DDR inzwischen geworden sind. Ähnliches gilt für die stark politikgeschichtliche Ausrichtung der Beiträge - trotz einiger präziser Bemerkungen von Udo Wengst zum Thema Vergangenheitsbewältigung erfahren die Leser kaum etwas über die Bedeutung, die der Geschichte von Erinnerungskulturen und -konstruktionen inzwischen in der Forschung zukommt. Dieser blinde Fleck kennzeichnet auch die vierzig Seiten lange Einleitung von Horst Möller, die die Frage „Was ist Zeitgeschichte?“ angeht. Möller sieht durch den Zusammenbruch der kommunistischen Systeme den Diktaturvergleich als zentrale Aufgabe der Zeitgeschichtsforschung wieder belebt (S. 47). Sein Bestreben scheint letztlich darauf zu zielen, endlich der Totalitarismustheorie, die sich vor 1990 der Kritik von Neomarxisten und 68ern ausgesetzt gesehen habe, ihren festen Platz unter den heuristischen Instrumenten der Historiker zu sichern. Daraus folgt auch seine Position zur zeitlichen Abgrenzung von Zeitgeschichte: Er plädiert dafür, die Periode zwischen 1917 und 1989/91 als "historische Einheit" anzusehen (S. 47). Diese Abgrenzung ist aber nur plausibel unter der Grundannahme, dass Diktaturvergleich und Totalitarismusforschung den Kern von Zeitgeschichte zu bilden haben.

Bei der Freude über die mögliche Entideologisierung alter Forschungsfronten bleibt Möllers Ansatz faktisch stehen - andere Themengebiete zeithistorischer Forschung, die zu anderen Periodisierungen und überhaupt zu einem vielfältigeren Blick auf Zeitgeschichte führen, bleiben weitgehend ausgeblendet. Migration, Gewalt, Massenkonsum, Geschlechterverhältnisse - dies sind nur einige der für die Zeitgeschichtsforschung bedeutsamen Stichworte, die im selektiven Band der Münchener kaum Erwähnung finden. Auch methodisch finden sich kaum anregende Überlegungen. Die Veränderungen des zeithistorischen Blicks durch die Umbrüche um 1990 beschränken sich bei Möller auf die Öffnung neuer Archive, einige neue Fragen (etwa die Diskussion um die Rolle der Wehrmacht) und Bemerkungen zum Umgang mit Quellen. Gerade die für die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts charakteristischen Systembrüche könnten Anlass bieten, die

Erfahrungen der Menschen und die Konstruktionen ihrer Erinnerungen zum Gegenstand historischer Untersuchung zu machen. Stattdessen wird in Möllers Beitrag die Oral History ungnädig beiseite gewischt: Sie ist ihm „methodisch [...] eine Regression in ein Zeitalter nur mündlicher Geschichtsüberlieferung“ (S. 19). Gegenüber der vielleicht in Teilen berechtigten Kritik an einzelnen Methoden geht hier letztlich das Verständnis dafür verloren, dass es gerade die Zeitgeschichte mehr als die weiter zurückliegenden Epochen mit den Erfahrungen noch lebender Personen zu tun hat und eigentlich nur unter Einbeziehung dieser Perspektive geschrieben werden kann. Die Unterschiedlichkeit und die stetigen Wandlungen dieser Erfahrungen sind es, die immer wieder zum Überdenken etablierter Periodisierungen führen müssen - erst darin zeigt sich, dass die Periodisierungsprobleme der Zeitgeschichtsforschung keine Frage steriler akademischer Abgrenzungen sind.

Der Band enthält noch einen ausführlichen und in der Tat nützlichen Literaturanhang, doch die damit verbundenen „Forschungsberichte“ wirken eher wie eine kommentierte Bibliographie. Immer wieder wird bei einzelnen der angeführten Titel auf damit verbundene Forschungskontroversen hingewiesen, doch nähere Angaben zu den entsprechenden Zusammenhängen werden kaum gegeben. Ein eher terminologischer Einwand lässt sich gegen den Titel des Bandes richten: Eine „Einführung in die Zeitgeschichte“ sollte neben den Forschungsfeldern auch die internationale Dimension des Fachgebietes ansprechen. Dies aber geschieht kaum, so dass die Leser auch an dieser Stelle auf andere Literatur angewiesen bleiben. Erwartet man von einer Einführung einen umfassenden Einblick in den Stand eines Fachgebiets, dann erfüllt dieser Band seine Aufgabe nicht. Der Neuling in der Zeitgeschichtsforschung erhält keine Vorstellung von der Vielschichtigkeit und anregenden Dynamik dieser historischen Subdisziplin. Sucht man nach einem klar geschriebenen Abriss der vornehmlich deutschen politischen Geschichte zwischen 1919 und 1990, mag der Band gute Dienste leisten.

[Riklin, Alois](#): Die Republik von James Harrington 1656 (Detlev Mares) [10.08.2005]

**Alois Riklin: Die Republik von James Harrington 1656. 263 S., Stämpfli Verlag, Bern 1999.**

Bis zur Wiederentdeckung des "republikanischen Paradigmas" durch J. G. A. Pocock wurde der englische Verfassungsdenker James Harrington (1611-1677) weitgehend vernachlässigt, obwohl seine "Oceana" (1656) zu den frühesten Entwürfen einer geschriebenen Verfassung zählt. Trotz der durch Pocock angeregten lebhaften Forschungsdebatte zur anglo-amerikanischen Tradition des Republikanismus, in der Harrington ein zentraler Platz zugesprochen wird, mangelt es bisher an knappen deutschsprachigen Einführungen in Leben und Werk des Autors (allerdings existieren deutsche Ausgaben seiner wichtigsten politischen Schriften). Eine solche Einführung legt nun der St. Gallener Politikwissenschaftler Alois Riklin vor.

Da nur wenig über das Leben Harringtons bekannt ist, kann der wesentliche Teil der Darstellung seinem politischen Denken gewidmet werden. Ausführlich stellt Riklin Harringtons Modell einer gemischten Republik vor, das sich einerseits von Einkammerkonzeptionen (Milton), andererseits aber aufgrund seiner besitzständischen Grundlegung auch von geburtsständischen Mischverfassungskonzepten (so der Republikvorstellung Montesquieus) abhebt. Nicht zuletzt diese besitzständische Komponente entfaltete im Denken der amerikanischen Verfassungsväter ihre historische Wirkung, wengleich das genaue Ausmaß des Harringtonschen Einflusses umstritten bleibt.

Der besondere Wert der Studie Riklins liegt in der ausführlichen Einbettung des Harringtonschen Denkens in seinen verfassungs- und ideengeschichtlichen Entstehungskontext. Englischer Bürgerkrieg, Hinrichtung des Königs, Republik, Protektorat

und schließlich Restauration der Monarchie lösten eine Krise des verfassungspolitischen Denkens aus. Die rasch wechselnden Regierungsformen erforderten eine ständige Revision hergebrachter oder neu entwickelter Modelle zur Legitimation politischer Herrschaft. Damit inspirierten die politischen Entwicklungen differenzierte Debatten über absolute und beschränkte Monarchievorstellungen sowie einfache und gemischte Republikkonzepte, die weit über die Konventionen des englischen Verfassungsdenkens hinauswiesen. Auch Harringtons politische Schriften entstanden als Beitrag zu diesen aktuellen Debatten über die bestmögliche Ordnung für das menschliche Zusammenleben. Verfaßt in der Regierungszeit Oliver Cromwells, suchten sie dessen autokratischem Regime das Modell einer wahrhaftigen Republik gegenüberzustellen. Erst vor diesem Hintergrund der verfassungspolitischen Diskussion Englands im 17. Jahrhundert tritt Harringtons eigenständige Leistung hervor. Über die "Neo-Harringtonians", deren Denken sich teilweise wesentlich von dem ihres Namenspatrons unterschied, hätte man sich vielleicht sogar etwas ausführlichere Darlegungen gewünscht.

Übrigens erwirbt sich das ansprechend gestaltete Bändchen nicht nur Verdienste um die Präsentation Harringtons, sondern auch um das Vorantreiben der Rechtschreibreform - wie jeder Leser feststellen kann, der die zur Lektüre erforderliche Musse mitbringt.

[Weedon, Alexis](#): Victorian Publishing (Detlev Mares) [02.06.2004]

**Alexis Weedon: Victorian Publishing. The Economics of Book Production for a Mass Market 1836-1916. 212 S., Ashgate, Aldershot 2003.**

Wenn der Buchhandel gegenwärtig über Gewinneinbußen klagt, hat das neben konjunkturellen auch strukturelle Gründe, verändert sich der Buchmarkt doch allein schon durch Konkurrenz anderer Medien grundlegend. Eine ähnlich gravierende Umbruchphase erlebte der literarische Buchmarkt Großbritanniens, den Alexis Weedon ins Zentrum ihrer Studie stellt, im 19. Jahrhundert. Bis weit nach der Jahrhundertmitte war es üblich, neu erscheinende Romane nach Vorabdrucken in Zeitschriften als dreibändige, exklusive Ausgaben auf den Markt zu bringen, die vor allem von Bibliotheken und Liebhabern erstanden wurden. Erst mit deutlicher Zeitverzögerung erschienen billigere einbändige Ausgaben für einen größeren Leserkreis. Dies änderte sich, als durch Bevölkerungszunahme und Bildungsexpansion im späten 19. Jahrhundert die Nachfrage nach billigen Ausgaben zunahm. Viele Verlage reagierten, indem sie frühzeitig preisgünstige Versionen ihrer populären Titel herausgaben, deren Absatz damit noch zusätzlich angeheizt wurde. Zugleich sanken dadurch aber die Verkaufszahlen der teureren Ausgaben - sehr zum Unwillen mancher Autoren, die ihr Auskommen über die Gewinnbeteiligung an ihren Werken fanden.

Im Mittelpunkt von Weedons Studie steht die Frage, wie es den Verlagen gelang, trotz sinkender Gewinnspannen profitabel zu arbeiten. Kurz gesagt: Vielen gelang es nicht. Die potentiell erhöhten Absatzzahlen reichten nicht immer aus, um die engeren Gewinnmargen und "Flops" auszugleichen. Gerade in wirtschaftlichen Krisenzeiten (z. B. während einer Bankenkrise 1866/67) mußten viele Verlage schließen. Erfolgreiche Verlage überlebten dagegen durch eine deutliche Senkung der Produktionskosten. Dabei waren es noch nicht einmal die Lohnkosten, die generell zurückgegangen wären, sondern die Verlage profitierten von der Aufhebung der Abgaben auf Papier, dessen billigere Herstellungsverfahren sowie Kostenersparnissen bei Satz- und Reproduktionskosten. Schon ab dem zweiten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts begann auch der Verkauf von Filmrechten eine beachtenswerte Rolle zu spielen. Zudem berücksichtigt Weedon ausführlich die Initiativen der Verlage, sich einerseits den kolonialen Markt (insbesondere Indien und Australien) zu erschließen und andererseits in der Produktion von akademischen und schulischen Lehrbüchern Fuß zu fassen - letzteres ein Markt mit manchen Besonderheiten: Die Verlage mußten große Anstrengungen unternehmen,

um ihre Titel bei den Schulbehörden durchzusetzen. War dies aber einmal geglückt, versprach dies auf Jahre, oft Jahrzehnte hinaus einen verlässlichen Absatz; Schulbücher wurden nur relativ selten ausgetauscht, sondern eher durch Neuauflagen ersetzt. Weedon untersucht die Kalkulationen der Verlage auf der Grundlage einer von ihr erstellten Book Production Cost Database, in der sie Daten von ausgewählten britischen Verlagen nach einem vorher erarbeiteten Formular sammelte. Bei der Vorstellung dieser Datenbank erfährt der Leser viel über die Quellenprobleme bei der statistischen Erfassung des Buchmarkts: Von staatlicher Seite erstellte Übersichten existieren erst seit dem frühen 20. Jahrhundert. Für das 19. Jahrhundert muß man weitgehend mit indirekter Überlieferung arbeiten, z. B. mit den Einnahmen aus der Papiersteuer. Bedeutender für die Studie sind daher die in den Verlagen selbst überlieferten Geschäftsunterlagen. Auch diese sind aber alles andere als vollständig. Zudem hatte jeder Verlag sein eigenes Buchführungssystem - eine gewisse Standardisierung setzte erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts ein. Dies war auch nötig, um auf die Veränderungen des Buchmarktes zu reagieren. So führten viele Verlage jahrzehntelang keine Aufzeichnungen über die tatsächlich verkauften Exemplare der Auflage eines Titels. Je bedeutender die Publikation verschiedener, auf verschiedene Marktsegmente zugeschnittener Ausgaben eines Titels aber wurde, um so wichtiger wurde es für die Verlage, einen Überblick über die noch in den Regalen der Buchhändler lagernden Restbestände zu gewinnen, da sonst die kostengünstigere Neuausgabe die Restbestände in totes Kapital verwandelte. Für Leser, die nicht primär an der wirtschaftsgeschichtlichen Dimension des Themas interessiert sind, ist Weedon vor allem an den Stellen interessant, an denen die Wechselwirkungen von ökonomischen Erwägungen und literarischer Produktion analysiert werden. So wuchs der Druck auf Autoren, "massentaugliche" Bücher zu schreiben, die eine billige Ausgabe lohnend erscheinen lassen würden. Am Beispiel von Wilkie Collins und Ouida - zwei zu ihrer Zeit recht populären Schriftstellern - zeigt Weedon, wie Autoren nach Abflauen ihres größten Erfolges unter Druck standen, ein gewinnbringendes Werk zu produzieren, um frühere Titel, die nur eine schmalere Leserschaft ansprachen, im Druck halten zu können.

Den Großteil der Studie nehmen allerdings nicht solche kulturhistorischen Querverbindungen zwischen Buchproduktion und Literatur ein, sondern die Veränderungen in den Produktionsgrundlagen der Verlage. So erfährt man außer beiläufigen Hinweisen auch nichts über die direkten ökonomischen Zusammenhänge bei den Veröffentlichungen einzelner bekannter viktorianischer Autoren, wie Charles Dickens, George Eliot oder Anthony Trollope, da es der Autorin nicht um Einzelfälle, sondern um generalisierbare wirtschaftsgeschichtliche Trends geht. Ergänzt wird der Band durch einen ausführlichen Anhang, in dem sich unter anderem kurze Abrisse der Geschichte von auch heute noch bedeutenden Verlagshäusern, wie Macmillan oder Chatto & Windus, finden.